



* Wiesbaden, 28. Dezember 1905.

Das Weihnachtsfest im Städtlichen Krankenhaus.

Wer möchte den Weihnachtsabend nicht im Kreise seiner Familie verbringen? Wen auch der Beruf das ganze Jahr hindurch in der Ferne hält, zu Weihnachten kehrt er heim ins elterliche Haus. Wie sehr sind deshalb alle die zu bedauern, die zur Zeit Krankheit zurückgehalten hat, die Weihnachtsfeier mit den ihrigen zu begehen. Und wie dankbar müßte die Aufgabe sein, ihnen eine Weihnachtsfeier zu bereiten. Dankbar, aber auch schwer. Mehr als 300 kranke Menschen und dazu noch in den verschiedenen Krankenpavillons und dort in zahlreichen Krankenjulen und Krankenstuben verteilt, und die meisten bettlägerig und nicht im Stande ihr Zimmer zu verlassen. Alle sollten das Licht der Weihnachtskerzen erblicken. So mußten denn über 40 Christbäume geschmückt werden. Und auch das Personal des Hauses sollte nicht vergessen werden, die Dienstmädchen, Küchen- und Wochendädchen, Hausfrauen, Wärter und Wärterinnen, die das ganze Jahr hindurch ihren nicht leichtesten Dienst um die Kranken fröhlich getan. Warum sollten sie nicht wie jeder andere Bedienstete am Weihnachtsabend in der Familie, heute auch teilhaben an einem Weihnachtsfest. So war für ungefähr 400 Menschen ein Weihnachtsfest zu bedenken.

Die Schwestern vom roten Kreuz, in deren Händen die Krankenpflege liegt, hatten wie in früheren Jahren, diese Kleinarbeit auf sich genommen, eine Freude zu bereiten, den Kranken, denen ihre Fürsorge das ganze Jahr über gut und dem Personal der Anstalt, das sie mit seiner Arbeit dabei unterstützt. Und mit rührender Emsigkeit hatten sie in den letzten Wochen dafür gearbeitet, daß wirklich für jeden Einzelnen der Vielen am Weihnachtsabend eine Gabe bereit stand.

Ein Glück, daß ein paar freundlich gesinnte Gönner aus der Stadt sie dabei materiell wirksam unterstützten. Denn was seitens der Stadtverwaltung für das Weihnachtsfest zur Verfügung gestellt werden kann, reicht natürlich lange nicht aus. So waren die Geldspenden, die den Schwestern von einigen hochherzigen hiesigen Damen und auch von einzelnen begüterten Patienten, die während des Jahres im Krankenhaus Heilung gefunden, zugegangen waren hoch willkommen und auch die praktischen Geschenke die vereinzelt hiesige Firmen für das Weihnachtsfest zur Verfügung gestellt haben waren dankbar angenommen worden. Aber es bedurfte doch noch eines kleinen Geschickes. Alles, auch das Geringste, am richtigen Platz zu verwerten, um es fertig zu bringen, daß — so bescheiden es sein müßte — für jeden Kranken schließlich mit Namen bezeichnet und fein sauberlich zusammengepackt, ein kleines Weihnachtspaket unter dem brennenden Christbaum liegen konnte, als am Sonntag nachmittag die Befahrung stattfand. Auf den Männer- und Frauenabteilungen zumeist praktische Sachen: wollene Hemden, Hosenträger, Unterhosen, warme Strümpfe, Krawatten, Kragen; Schürzen und Kopftücher für junge Mädchen, welche Rissen für alte Mütterchen, für das Personal Stoff zu Kleidern und alle möglichen Kleidungsstücke, hübsche Bilder als Wandschmuck für die Zimmer, gute Bücher, bei den Kindern außer den praktischen Dingen noch allerlei lustiges Spielzeug und Weihnachtssouvenir.

So wanderte die Weihnachtsfeier von Krankenpavillon zu Pavillon: 5 große Befahrungen, überall eingeleitet und abgeschlossen durch den Gesang von Weihnachtsliedern und getragen durch die Ansprachen unserer evangelischen Pfarrer, die der dankbaren Aufgabe, an diesem Ort der Weiden aus dem Weihnachtsfest die Kranken Trost gewinnen zu lassen, voll gerecht wurden. Kaum anderswo ist aber auch der Hinweis auf die Leidensgeschichte unseres Herrn, kaum anderswo der Ausblick auf seine Lehre von der Barmherzigkeit so wirkungsvoll und trostend wie hier, in einem Krankenhaus, und wadend war es denn auch, als einer der Prediger, bei der Befahrung des Personals äußerte, zu all den Weihnachtsgaben möchte er noch als guten Wunsch auf den Weihnachtstisch legen, daß Freude an der Arbeit und Befriedigung in ihrem schweren Tun ihnen gegeben sein möge, wenn manchmal die Kräfte fast zu erlahmen drohen in der nie rastenden Arbeit der Krankenpflege.

Freude an den Geschenken und froher zuversichtlicher Glaube an baldige Genesung erfüllte alsbald die Gesichter vieler, aus manchem Auge stürzten aber auch heiße Tränen der Rührung über so viel Gütes, was hier dargebracht wurde und des Schmerzes über so viele Leiden, die hier getragen werden mußten. Keiner, der ein fühlendes Herz hat, blieb unbewegt. Wer aber abends noch einmal über die Krankensäle ging, der konnte bemerken, daß etwas von dem heiligen Frieden und der Freude des Weihnachtsfestes überall eingeatmet war in die Räume, wo sonst der Schmerz das Feld beherrscht.

Mit dieser Weihnachtsfeier aber noch nicht genug. Für den folgenden Sonntag hatten die Schwestern Kinder aus der Stadt ins Krankenhaus eingeladen, die im Laufe des Jahres dort gelegen und genesen waren, Kinder aus denjenigen Familien, wo Armut und Not so groß, daß ihnen wohl draußen kein Weihnachtsbaum geschmückt werden konnte. 56 waren eingeladen, mehr als 60 waren gekommen, gewiß ein Zeichen, daß man

die Grenzen noch viel zu eng gezogen hatte. Viele kamen mit ihren Eltern, armen und vergrämten, früh gealterten Menschen. Da konnte man manche Mutter sehen, die im vergangenen Jahr während der schweren Scharlach-Epidemie Tag für Tag zum Krankenhaus gekommen war, wo mehrere ihrer Kinder mit dem Tode rangen, bangen fragend, ob ihre Lieblinge noch am Leben, und die jetzt sie strahlenden Augen an der langen gedeckten Tafel sitzen sahen, wo Kuchen und Schokolade — das Geschenk einer Wohltäterin — ihnen von den Schwestern aufgetragen wurden. Und auch die hatten ihre Freunde daran, daß sie so viele ihrer kleinen Schützlinge von damals jetzt so gesund und glücklich sahen. Waren doch über 250 scharlachkranke Kinder in dieser schweren Epidemie im Krankenhaus versorgt worden. Nur wer einmal seine eigenen Kinder in solchen schweren Krankheitslagen gepflegt, vermag zu verstehen, wieviel Sorge und Mühe und Arbeit eine solche Epidemie bedeutet. Und man sollte auch diesen Verurteilten die Weihnachtslichter glänzen. Wo gestern für das Personal der Tisch gedeckt war, lagen heute für die 60 Kinder kleine Gaben: Kleidungsstücke, Spielzeug und Weihnachtsgeschenke, und so bescheiden es war und sein mußte, in den Kinderherzen wachte es Glut und aus ihren Augen glänzte die Weihnachtsfreude und belohnte damit die, die mit so vieler Mühe Tag und Nacht arbeitend und mit so geringen Mitteln dieses Weihnachtsfest bereitet hatten.

Fast muß man sich wundern, daß für eine Weihnachts-Befahrung die eigentlich so wie kaum eine andere die allgemeine Teilnahme herausfordert, die Bevölkerung unserer Stadt so wenig Interesse hat. Nur ganz vereinzelte hochherzige Menschen, die nicht so sehr aus Interesse für das Krankenhaus als in Anerkennung der Arbeit seiner Pflegekräfte es tun, ermöglichen durch ihre freigebigen Zuwendungen, daß überhaupt eine Weihnachtsfeier stattfinden kann. Die breiten Schichten der Bevölkerung aber, obwohl sie nicht weniger als 4½ tausend Kranke alljährlich ins Krankenhaus entsenden, stehen der Sache vollkommen gleichgültig gegenüber, vielleicht weil sie es nicht sind, die auf die Hilfe des Krankenhauses direkt angewiesen sind, sondern nur ihre Bediensteten, ihre Arbeiter und deren Familien. Aber schließlich bedeutet es doch auch für sie eine Entlastung, daß sie im Erkrankungsfall ohne Weiteres ihr Personal dem Krankenhaus zuführen können und bedeutet es einen Schutz, den sie genießen, daß in den letzten Jahren bei der schweren Scharlach-Epidemie Hunderte von Kindern, von denen jedes einzelne wieder einen Anstehensherd abgeben kann, im Krankenhaus Aufnahme fanden. Deshalb sollte die Bevölkerung sich auch diese Gelegenheit nicht entgehen lassen zur Weihnachtszeit ihr Interesse am Krankenhaus zu bekunden und ein Appell in dieser Hinsicht für nächstes Jahr ist schon ganz am Platz.

Aber auch für dieses Jahr gibt es noch eine Aufgabe. Wenn jetzt in der letzten Woche des Jahres die Schlussnummern der Wochenblätter erscheinen, dann trägt den Jahrgang nicht, sein sauberlich kreuzweise zusammengeknüpft, auf die Kammer, daß er mit den früheren Jahrgängen dort vergibt. Denke daran, daß im Krankenhaus Hunderte sich an der Lektüre erfreuen könnten. Und sehr bei dieser Gelegenheit einmal zu, ob nicht auf euren Bücherregalen und in euren Bücherchränken eine ganze Anzahl von Bänden stehen, Reisebeschreibungen, Geschichtswerke, Romanen, die ihr seit Jahren nicht mehr in der Hand gehabt habt und die nur um abgestaubt zu werden, einmal noch aus dem Fach genommen wurden. Dann bringt sie ins Krankenhaus und wißt doch ihr damit manchen armen Menschen dort die Qualen seines Leidens vergessen lassen könnt, nachdem Refugalesenten die Tage, bis er wieder seiner schweren Arbeit ums tägliche Brot nachgehen kann, verkürzen könnt. Wer da sieht, was in der eigenen Familie, wenn einer krank ist, außer den Tagesblättern herangeschleppt wird an Lektüre, den Kranken zu gestatten, der weiß, was in einem Krankenhaus, wo nie unter 300 Kranke täglich sind (es waren an 100 000 Pflanzungen im vergangenen Jahre), an Lektüre gebraucht wird. In einer Stadt wie Wiesbaden sollte nicht der Kolportageroman aus Mangel an Besseren sich da eindrängen können. Die Bürgerchaft mit ihrem gesunden Sinn wird sich eine solche Gelegenheit, die armen Kranken mit gutem Lesestoff zu versehen, nicht entgehen lassen. Darum denkt jetzt am Jahreschluss daran, seht in eurem Haushalt nach, was ihr ohne Not an Büchern und Familienjournalen entbehren könnt, und bringt es den armen Kranken.

* Zu dem großen Weihnachtsballe, welchen die Kurverwaltung am nächsten Sonntag veranstaltet, ist der Eintrittspreis für die Kurhaus-Abonnenten, d. h. sowohl für die Inhaber der diesjährigen als bereits gelösten nächstjährigen Hiesigen-Karten, sowie für die Inhaber von Saison- und Jahresabonnementen auf 2 M. ermäßigt. Die betreffenden Kurhauskarten sind bei Lösung der Ballkarten zwecks Abstempelung vorzugeben. Für Nichtinhaber der erwähnten Karten beträgt der Eintrittspreis 4 M. Der Saal wird festlich dekoriert und der weihnachtliche Charakter durch Aufstellung mehrerer Weihnachtsbäume gewahrt sein, wie auch wieder eine Verlosung von wertvollen Weihnachtsgeschenken stattfinden wird. Zum Besuche des Balles ist unbedingt Balltoilette (Herren Frack und weiße Binden) erforderlich.

* o. Reichshallen. Auf den letzten Spielplan vor der Jahreswende mag das alte Sprichwort: „Ende gut, alles gut“ seine wohlverdiente Anwendung finden. Auch in diesem Wechsel hat die Direktion auf allen Gebieten der leichtfüßigsten Weise die besten Repräsentanten in den Rahmen des Programms gestellt. Das Bernadottens- und Tanzballet von Rosa und Ellen ließ nichts zu wünschen übrig. Nach den Rhythmen spanischer Tänze bewegen sich beide in grazios anmutiger Weise, wobei sie den hierzu gehörigen volkstümlichen Eigenschaften die

größte Sorgfalt zuteil werden lassen. Reicher Beifall lohnte die ersten Ausführungen. Auf dem Gebiet der Musical-Humoristik sind in den Herren Mo und Ag recht treffliche Darsteller gewonnen. Maske und Spiel sowie die Eigenart ihrer Instrumente, nicht minder aber ihre Kostüme riefen allgemein die größte Heiterkeit hervor. Das Publikum, welches sich recht zahlreich eingestellt hatte, dankte den Ausführungen in ausgiebigster Weise. Fräulein Rada Amnera, mit dem süßlichen Feuer der Spanierin, registrierte in ihrer Eigenhaft als Sängerin einige Arien beliebter Opern. Der Künstlerin, welche über eine ausgiebige Stimme verfügt, wurde vom Publikum der wärmste Applaus zuteil. Ueber große Genandheit verbunden mit gutem musikalischen Gehör scheinen die beiden Gesangsleiter Fernando zu verfügen. Die von ihnen gespielten Blecken wurden sämtlich mit Beifall, so daß die Künstlerinnen stets mit der Begleitung des Orchesters in harmonischem Einklang endeten. Ueber die gebotenen Leistungen wurde mit großem Applaus dankend quittiert. Der Humorist „fürs Volk“ ist in Herrn Adolf Griede als „Greifenberger“ engagiert. Ausgerüstet mit einem unverwundlichen Humor, versteht es der alte Praktiker, sich bald die Sympathien des Publikums zu erwerben. Seine Mimik ist bewundernswert, so sogar charakteristisch. Die dargebotenen Tierstimmenimitationen waren sehr naturgetreu gegeben. Donnernder Applaus lohnte „Greifenbergers“ Feix und noch lange lang im Publikum sein „wahrhaftig“ nach. Eine recht gute Repräsentantin der Frauengarde stellt Fräulein Fritzi Kene dar. Ihre Vorträge, unterstützt durch graziose Bewegungen, welche durch den Vortrag toller Wuchses noch erhöht werden, gefallen allgemein und jeder Leutnant würde sie mit dem Prälatat „feudal“ ausgezeichnet haben. Eine erprobte Kraft des Frankfurter Kabarets, Herr Georg Bauer, als Improvisator und Humorist legte heute abermals einige Proben seines reichhaltigen Repertoires ab. Unstrittig bildet die Improvisation Herrn Bauers die Glanznummer des Abends. Sei es auf politischen oder sonstigen Gebieten, überall weiß der Künstler in launig wohlgeordneten Versen zum Publikum zu reden; wobei seine feine dezente Vortragweise stets die volle Sympathie seiner Zuhörer findet. Herrn Bauer sei an dieser Stelle abermals uneingeschränktes Lob gesendet. Das schweidische Bauernduett Sisters Rex ström gefiel allgemein und erntete mit seinen Originaltänzen und -Gefängen reichen Beifall. Den Abschluss des Programms bildet das Miniaturotheater von Selma und Oskar Teske. Beiden Darstellern wurde für die netten Ausführungen zahlreicher Applaus zuteil. Zum Schluss sei noch der Kapelle Erwähnung getan, welche unter der Leitung des Herrn Kapellmeisters Böhlert erfreuliche Fortschritte gemacht hat.

* Einweihung des „Kaisersaals“. Unsere Stadt ist jetzt um ein vornehmes Saal- und Restaurations-Etablissement reicher geworden: Der „Kaisersaal“ in der Dohmeimerstraße, der schöne geräumige Saal, wurde früher schon gerne aufgesucht. Nicht allein, daß er jetzt unter dem neuen Besitzer, Herrn Carl Federwies, völlig renoviert worden ist. In dem neu erbauten architektonisch-geschmackvoll erbauten Vorderhaus ist ein mit dem modernsten Komfort ausgestattetes Restaurant entstanden, das an den Feiertagen offiziell eröffnet wurde. Das zahlreich erschienene Familienpublikum sprach sich sehr anerkennend über die einen bequamen Aufenthalt bietenden Räume aus. Vor allem auch über die Bekleidung. Am ersten Feiertag fand von der als leistungsfähig bekannten Kapelle der 27er ein großes populäres Weihnachtskonzert im Saale statt, das die Gäste so außerordentlich zahlreich angelockt hatte, daß das Wort „Ansturm“ am Platze war. Natürlich bot Meister Heinrich Müstterhagen wieder das Auserwählteste. — Bemerkenswert ist noch das in dem Restaurationsbetriebe zur Anwendung gebrachte neue Kontrollsystem, eine National-Registrierkassette, welche von den Kellnern selbst bedient wird. Die Kontrolle für Buffet und Küche soll bei einfacher Handhabung dieser Kellner-Registrierkassette National die denkbar beste und die Abrechnung mit den Kellnern noch Geschäftsschluss innerhalb weniger Minuten erledigt sein.

* Weihnachtsfeier. Am zweiten Weihnachtsfeiertage feierten die Gut-Tempel im Restaurant „Zur Frühnebel“ ihr 1. Stiftungsfest, verbunden mit Weihnachtsfeier. Nach einer Begrüßungsansprache durch den Vorstehenden wechselten Vorträge und gemeinschaftliche Lieder miteinander ab. Zur Verschönerung des Festes trug das als Gast erschienene Fräulein Effert-Darmstadt durch den schönen Gesang mehrerer Lieder wesentlich bei. Die Sängerin verfügt über ein ausgezeichnetes Stimmmaterial. Sie erntete großen Beifall. Auch diese Feier der Gut-Tempel ist wieder zur vollsten Zufriedenheit der Besucher abgelaufen.

* Rheinisch-Westf. Handels- und Schreibschranke. Anfangs Januar beginnen in der Anstalt, Rheinstr. 38, neue Unterrichtskurse, deren Ziel bekanntlich die Ausbildung nicht mehr schulpflichtiger Personen für den kaufmännischen Beruf ist. Der Unterricht wird unter genauer Berücksichtigung der Anforderungen in der kaufmännischen Praxis erteilt und umfasst alle Zweige der Kontor- und Handelswissenschaften, wie: Buchführung, kaufm. Rechnen, Wechselkurs, Handelskorrespondenz, Effektenkunde, Stenographie, Maschinenschreiben usw. Der Pflege einer schönen, geläufigen Handschrift wird besondere Sorgfalt gewidmet. An den hierfür eingerichteten Sonderkursen können auch ältere Damen und Herren ungeniert teilnehmen. Da dieser Unterricht jedem Besucher persönlich erteilt wird. Prospekte sind kostenfrei durch die Direktion, Rheinstr. 38, zu beziehen.

Künstlerische Photographie. Karl Schipper, 31 Rheinstr. 31. Tel. 2765.

GEGR. 1871. TELEFON 151.

MÖBELHAUS

GUSTAV SCHUPP NACHF.

INH.: FRITZ MAHR.

LEISTUNGSFÄHIGSTES ETABLISSEMENT FÜR VORNEHME WOHNUNGS-, HOTEL- U. PENSIONSEINRICHTUNGEN IN ALLEN PREISLAGEN. DEKORATIONEN — TEPPICHE — GARDINEN.

WIESBADEN

TAUNUSSTRASSE 39.

FRANKF. LIEFERUNG.

Dauernde Garantie. Preisliste Referenzen.

Nassovia-Gesundheitsbinden

für Damen (Marke gesetzl. geschützt). Anerkannt bestes Fabrikat!

Besitzen die höchste Aufnahmefähigkeit, sind beim Tragen von angenehmer Weichheit und als Schutz gegen Erkältung, sowie zur Schonung der Wäsche fast unentbehrlich.

Packst. à 1 Dtzd. Mk. 1.—

60 Pf.

Andere Fabrikate von 80 Pfg. an per Dtzd.

Befestigungsgürtel in allen Preislagen von 50 Pfg. an.

Kirchgasse 6. **Chr. Tauber**, Telefon 717.

Artikel zur Krankenpflege (Damenbedienung).



Nr. 303:

Freitag, den 29. Dezember 1905.

20. Jahrgang,

Erkämpftes Glück.

Roman von E. von Blankensee.

Fortsetzung.

(Nachdruck ver.)

Mit schrillum Pfiff hielt der Zug an. John Smiles sprang aus dem Wagen und ging den Zug entlang zum Perron vor. Die Uhr zeigte auf neun Uhr. Es war möglich, daß er Theo von Stauffen noch im Hotel antraf. Smiles schlug den nächsten Weg zum Kurhotel ein. Ehe er eintrat fragte er den Portier, nachdem er ihm vorher ein gutes Trinkgeld zugesteckt hatte: „Ist Herr von Stauffen auf seinem Zimmer?“

„Ja wohl, mein Herr! Herr von Stauffen ist vor etwa zwei Stunden zurückgekommen!“

„So! Wissen Sie, wo Herr von Stauffen war?“

„Er war heute Nachmittag auf einem Ausflug nach dem Gebirg.“

„In Begleitung?“

„Nein! Allein! Er sagte, er wüßte allein so eine Partie zu machen!“

„Gut!“

Um den Portier für später gut zu stimmen, drückte er diesem noch einen Daler in die Hand und fragte:

„Welches Zimmer?“

„Nummer 12!“

John Smiles eilte die Treppe hinauf, den Korridor entlang.

„Behn, elf — also hier!“

Der Detektiv stand vor der Türe. Sollte er eintreten? Wie sollte er sich verhalten? Vor allem kein Mißtrauen. Ruhe. Smiles drückte beide Hände vor die schwer atmende Brust als könnte er so die unwillkürlich ausdrängende Erregung dämpfen. Er pochte laut gegen die Türe. Eine schnarrende, näselnde Stimme rief: „Herein!“ Und John Smiles trat ein. Es war ein Salon in der gewöhnlichen Hoteleleganz. Ein abgeschlossener, schon ausgefranzter türkischer Teppich, die Möbel elegant, aber abgenutzt, alles überflüssige vermieden. Ein Gasglühlicht verbreitete in dem Gemach Tageshelle. Am Fenster stand Theo von Stauffen. Gleich einer Silhouette hob sich seine hagere Gestalt von den dunklen Portieren ab. Sein Gesicht ist mager, die Backenknochen hervorstehend. Der Teint gelblich, verbleicht. Die Haut runzelig. Die Augen sind halb geschlossen, unruhig zwinernd, das rechte hat ein Monokle eingeklemmt. Das Bild eines echten, blasierten Roué.

Smiles machte eine höfliche Verbeugung: „John Smiles, Privatdetektiv!“

„Theo von Stauffen!“ schnarrte seine Stimme.

„Eine dringende Angelegenheit zwang mich“, begann Smiles, „Sie in dieser Nacht noch aufzusuchen.“

„Und das ist?“

Theo von Stauffen nahm eine nachlässige Haltung gegen den Detektiv an und ließ diesen schon durch den Ton seiner Stimme die Ueberlegenheit fühlen. Das aristokratische Selbstgefühl trat in schroffer Weise dem Eindringling gegenüber hervor.

„Es hat sich ein Unglück ereignet, das Sie mit getroffen hat, Herr Baron!“

„Keine Umwege. Sagen Sie, ohne viele Worte zu machen, was geschehen ist. Ich bin doch kein Weib!“

Smiles fixierte durch seine stehenden Augen unausgesetzt das Mienenpiel in dem abgelebten Gesicht, das jede innere Erregung widerspiegeln mußte. Er glaubte auch deutlich bemerken zu können, daß hinter dieser scheinbaren Ruhe eine erwartungsvolle Spannung verborgen lag. John Smiles wagte eine entscheidende Nachricht: „Ihr Onkel ist tot!“

„Tot?“

Dann folgte eine lange Pause. Das Monokle war aus dem zusammengekniffenen Auge gefallen. Die Augen selbst waren weit offen und starrten auf den Boden. Im Gesicht selbst prägte sich momentaner Schrecken und Entsetzen aus. Aber doch war in den Augen ein sonderbares Aufblitzen, das so wenig mit diesem starren Entsetzen übereinstimmte. Allmählich dann löste sich diese Spannung.

„Tot, sagen Sie? Das kann doch nicht möglich sein. Als ich ihn vor zwei Tagen verließ, war er noch kerngesund. Erzählen Sie doch!“

Die Stimme Theo von Stauffens war die gewohnte heisere Stimme, die eine so gewalttätige innere Bewegung nicht erkennen ließ.

„Und dennoch ist es so! bestätigte Smiles. Ich selbst war Zeuge. Da ich wußte daß Sie hier in Homburg sind, suchte ich Sie sofort auf.“

„Ich danke Ihnen dafür! Das ist so schrecklich. Wer hätte je daran gedacht, daß er so schnell sterben müsse!“

Smiles hatte bisher mit Absicht über die Todesart geschwiegen. Es war ihm unwillkürlich der Verdacht aufgestiegen, es könnte das Benehmen des jungen Stauffen nur Verstellung, Komödie sein. Wie dieser Verdacht in ihm entstanden war, ob aus persönlichem Widerwillen, ob instinktiv, ob mit Recht oder Unrecht, darüber konnte er sich nicht Rechenschaft geben. Aber dieser Verdacht war in ihm rege geworden, und diesem Gefühl folgte er nach. Er wußte nicht, welche Gründe hierfür bestimmend sein konnten, er wußte auch nicht, welche Absicht diese Verstellung des jungen Stauffen verfolgte, aber er handelte demnach darnach. Und so hielt er noch immer mit den wahren Tatsachen zurück. Smiles stand noch immer nahe der Türschwelle.

„Ich kann Ihnen nur die Wahrheit berichten. Ich nahm an daß Sie eben möglichst bald nach Frankfurt zurückzukehren wünschten wenn Sie davon benachrichtigt sein würden!“

„Aber gewiß! Erzählen Sie mir nur wie das alles geschehen ist? Ich finde das unfassbar!“

„Es ist dies eine eigentümliche Geschichte!“

„Ach pardon! Verzeihen Sie durch meine Aufregung, wenn ich so unhöflich war. Wollen Sie sich nicht setzen?“

Theo von Stauffen machte eine entsprechende Handbewegung und wies auf ein Fauteuil. Smiles dankte und setzte sich.

„Ich weiß nicht, ob ich Ihnen mit einem Glas Wein aufwarten darf? Sie waren in so uneigennützig Weise für mich tätig, daß ich Ihnen wohl ein Glas anbieten darf!“

„Ich danke sehr, Herr Baron. Ich kann jetzt nicht trinken!“

„Wie Sie wünschen. Aber jetzt, bitte, erzählen Sie. Ich kann kaum das Ende Ihres Berichtes erwarten!“

Auf Smiles machte das Benehmen Theo von Stauffens einen gegenteiligen Eindruck. Ihm schien es, als suche dieser Zeit zu gewinnen, als zögere dieser seinen Bericht mehr hinaus, trotzdem er keinerlei Ursache finden konnte. Das ganze Benehmen war so seltsam. Oder lag dies nur an dem so plötzlichen Tode des Onkels? Smiles begann seine Erzählung. Ihm gegenüber saß Theo von Stauffen, so daß er Gelegenheit hatte, selbst die geringste Veränderung in seinem Gesichte wahrzunehmen.

„Es mag kurz nach 6 Uhr gewesen sein, da saß ich mit einem Freunde oben auf dem Balkon des Café Bauer. Sie wissen selbst, das ist gerade gegenüber der Wohnung Ihres Onkels. Wir sprachen von gleichgültigen Dingen. Da machte mich mein Freund plötzlich auf Ihren Onkel aufmerksam, der gerade aus dem Fenster die Straße hinunter sah. Es schien so, als erwarte er jemand. Und unwillkürlich, unbeabsichtigt sah ich das Fenster empor. Dadurch aber wurde ich Zeuge eines erschütternden Vorfalls.“

Ruhig und langsam hatte Smiles bisher erzählt, er mußte hierbei bemerken, daß sich eine immer größere Aufregung des Zuhörers bemächtigte. Als er so weit in seiner Darstellung gekommen war, da sprang Theo von Stauffen von seinem Lehnstuhl auf und unterbrach ihn mit den hastig hervorgegammelten Worten: „Entschuldigen Sie mich. Es regt mich zu sehr auf. Erzählen Sie nur weiter, ich höre schon.“

Und Theo von Stauffen trat an das Fenster und zog die Portieren auf. Dann sah er in die Nacht, in die Dunkelheit hinaus, wobei er Smiles den Rücken zulehrte. Nochmals forderte er ihn auf: „Jetzt erzählen Sie. So kann ich es leichter fassen!“

Lag hierin eine bestimmte Absicht? Oder war es nicht sehr begreiflich? Und doch schien es Smiles so eigentümlich. Da ihm so jede Möglichkeit genommen war, im Gesichte des jungen Stauffen die Wirkung seiner Darstellung verfolgen zu können. John Smiles erzählte weiter! „Ich sah eben wieder nach dem Fenster, da tauchte im Rücken des alten Grafen ein Arm auf, in einer geballten Faust sah ich drohend ein Messer. In meiner Angst schrie ich dem Freunde zu. Da war aber schon alles vorüber. Das Messer war in den Rücken des Ahnungslosen gestochen worden.“

Smiles schwieg. Er sah nach Theo von Stauffen hin; dieser stand regungslos. Welche Wirkung hatte diese Nachricht auf diesen ausgeübt? Nichts konnte er wahrnehmen. Nur so viel glaubte er unterscheiden zu können, daß der junge Stauffen tief atmete. Nach einigen Sekunden erwartungsvollen Schweigens fragte Theo v. Stauffen, ohne sich nach ihm umzusehen: „Was war dann?“

„Ich fühlte mich momentan wie gelähmt. Als ich dann die ruhige Ueberlegung wieder gewonnen hatte, da eilte ich mit meinem Freunde das Café hinunter. Er eilte zur nächsten Polizeistation, ich aber holte die Hausmeisterin des Hauses und eilte mit dieser in die Wohnung Ihres Onkels. Sie sperrte auf. Als wir in den Salon eindrangen, da fanden wir ihn schon tot.“

Keine Bewegung verriet die Gedanken Theo von Stauffens. Unwillkürlich drängte sich wieder der Verdacht auf, als suche dieser durch dieses Benehmen seine Aufregung zu verbergen. Aber war dies nicht so selbstverständlich? Würkte ihn nicht dieser gewaltsame Tod seines einzigen Verwandten derart in Aufregung bringen? War es nicht auch natürlich, daß er dies vor dem Fremden verbergen wollte? Theo von Stauffen fragte weiter: „Haben Sie nichts gefunden? Keine Spur des Mörders?“

Smiles zögerte mit einer Antwort. Dann aber sagte er ruhig und bestimmt: „Nein! Es konnte nichts gefunden werden. Auch das Eintreffen des Polizeikommissars erzielte nichts, das auf eine Spur des Mörders hätte schließen lassen.“

Jetzt erst blickte sich Theo von Stauffen wieder dem Detektiv zu. Dieser hatte erst jetzt Gelegenheit, dessen Gesicht zu studieren. Aber er fand nichts, das ihm hätte auffallen müssen; wohl war der Gesicht blässer, die Lippen mehr zusammengekniffen, die Augen weit offen, aber das waren die Folgen der Aufregung über diese so unerwartete Nachricht.

„Ich danke Ihnen nochmals!“ sagte v. Stauffen. „Diese Nachricht hat mich mehr erschüttert, als es mein Körper verträgt. Ich fühle mich unfähig, jetzt selbständig etwas zu unternehmen. Was raten Sie mir, daß ich tun soll?“

„Es dürfte wohl am zweckmäßigsten sein, wenn Sie so bald als irgend wie möglich nach Frankfurt zurückkehren!“

„Ja, ja! Das werde ich tun! Mit dem nächsten Zuge schon! Ich muß dort sein!“

Theo von Stauffen zeigte sich nun auffallend nervös; es mochte dies wohl die Nachwirkung seiner Erregung sein. Er sprach fortwährend von einer sofortigen Rückfahrt, aber er tat nichts. Er lief in seinem Zimmer bald hierhin, bald dorthin, er begann bald dieses, bald jenes. Smiles erkannte, daß es in diesem Zustande für Theo von Stauffen unmöglich war, in dieser Nacht noch abzureisen. Außerdem wäre dies auch zwecklos gewesen, da die Zeit schon zu weit vorgeschritten war. Er sagte deshalb zu diesem: „Ich möchte Ihnen aber den Rat geben, Herr Baron, heute noch hier in Homburg zu schlafen. Sie sind zu aufgeregt und auch zu ermüdet, um abzureisen!“

„Nein, nein!“ wehrte dieser ab. „Ich fahre mit dem Zug um 11 Uhr. Ich muß. Ich bin doch garnicht müde. Ich mache heute nur einen kleinen Ausflug. Ich bin nicht müde. Ich muß ja dort sein!“

„Seien Sie versichert, es wäre dies zwecklos. Was wollen Sie in so später Nacht in Frankfurt beginnen? Bleiben Sie mir hier. Wenn Sie morgen ausgeschlafen haben, dann erledigen Sie hier in Homburg alles und fahren Sie dann zurück.“

„Ja; Sie haben ganz Recht. Aber was werden Sie tun? Bleiben Sie hier über Nacht? Kann ich Ihnen vielleicht sonst irgend wie dienlich sein?“

„Ich danke Ihnen, Herr Baron. Ich muß nach Frankfurt zurück. Ich habe dort mein Geschäft!“

„Ich verstehe. Ich suche Sie morgen auf alle Fälle auf. Ich weiß ja nicht, was ich alles zu tun habe; da können Sie mir vielleicht etwas dienlich sein. Es soll nicht umsonst geschehen. Also morgen!“

Nach wiederholten Höflichkeitsbezeugungen verließ John Smiles das Gemach Stauffens. Als er die Treppe hinunterstieg, quälte ihn ein Gefühl vollständiger Ratlosigkeit. Weshalb war er eigentlich hierher gekommen? Hatte er irgend etwas erreicht, das für ihn hätte von Vorteil sein können? Nichts von alledem. Jetzt durfte er wieder nach Frankfurt zurückfahren. Ohne Resultat. Als er an der Portierloge vorüberging, da wollte er noch einen Versuch machen. Der Hoteldiener, dem er bei seiner Ankunft das reichliche Trinkgeld gegeben hatte, grüßte ihn mit größter Höflichkeit. Smiles winkte diesen bei Seite und fragte dann leise: „Können Sie einige Minuten göttommen?“

„Gewiß!“

„Folgen Sie mir!“

John Smiles begab sich dann in Begleitung des Portiers auf die Straße und ging mit diesem in eine dunkle Straßenecke. Dort fragte er ihn: „Wie lange ist denn Herr von Stauffen schon in Ihrem Hotel?“

„Zwei Tage!“

„Was tut er denn hier? Wie lebt er?“

Der Portier zuckte die Achseln: „Da ist nicht viel zu erzählen. Er spielt die Nächte hindurch. Heute war es sechs Uhr morgens, als sie mal ein Ende machten. Der Herr Baron soll viel verloren haben.“

„Mit wem verkehrt er?“

„Ich kenne die Herren nicht!“

„Sonst wissen Sie nichts?“

„Daß auch viele Damen mit dabei sind!“

„Und sonst?“

„Nichts!“

Das war alles, was Smiles noch als bestimmt in Erfahrung bringen konnte. Er entließ den Portier wieder. Dann aber begab er sich zurück nach dem Bahnhof. Er hatte ja höchste Zeit, wollte er noch mit dem letzten Zug nach Frankfurt kommen. Gerade noch unmittelbar vor der Abfahrt konnte er aufspringen. Er war allein in einem Kabe. Nun ging die Fahrt wieder zurück. Wie eine Traumepisode war dieser Aufenthalt in Homburg vorüber. Unter welchen Erwartungen war er fort! Und was hatte er erreicht? Nichts! Was hatte er überhaupt noch zu erwarten? Theo v. Stauffen wollte ihn am darauffolgenden Tage auffuchen. War das ein Erfolg? Wenn er sich wirklich so weit an diesen annähern konnte, daß er in seiner Gesellschaft verkehrte, was durfte er sich davon versprechen? Wilde Orgien, in leidenschaftlichem Spiele verzehrte Nächte! Kam er dadurch aber auch nur einen Schritt seinem Ziele näher? Er schüttelte den Kopf.

Halblaut sprach er mit sich selbst. „Das ist alles umsonst! Er wird sie ihm geben. Auch wenn er spielt, in Gesellschaft loserer Weiber Orgien feiert. Trotzdem wird er sie bekommen! Das ist umsonst! Aber wenn...“

Grete.

Aus den Erinnerungen eines Arztes.

Von Hans Kaarsberg

Aus dem Dänischen von Friedrich v. Känel,
Neschi (Bern).

(Nachdruck verboten.)

I.

Das Ajaerhö-Moor war seinerzeit eine der besten Schnepfenjagden des Landes. Ich habe mir manchen schönen Vogel und manchen nassen Strumpf dort geholt. Denn es bedarf gütlicher Terraintennis für denjenigen, der dort jagen will. Nebemoor und offene Wasserlöcher wechseln mit schilfbewachsenen Flächen und Winsterstreden. Wenn man auf den schmalen, durch das Torfstechen entstandenen Pfaden geht, die gleich einem unübersehbaren Labyrinth ihr Netz über das ganze Moor ausbreiten, bald mit einer viereckigen Matze über, bald unter dem Wasserspiegel, dann muß man gut aufpassen, um nicht daneben zu treten. Denn es ist nicht so leicht, aus dem Morast herauszukommen, wie in denselben hinabzugleiten. — Der alte „Ole Damhirsch“, einmal der schlaueste Wildschütze der Gegend, so genannt, weil sein Großvater eines im Tiergarten gestohlenen Schanfelhirsches wegen eingekerkert wurde, — der alte Ole erzählt noch, wie er eines Abends, als er auf der Entenjagd war, den Kammerjunker bis zum Hals in einer Moorgrube stecken gefunden habe. — „Seine Gnaden saßen dort und kreischten nach Hilfe, wie ein angeschossener Gase, wenn der Hund hinter ihm her ist“, berichtete er. „Ich darf nicht zu Ihnen hinüberkommen“, sagte ich, „denn es ist laut Reglement nicht erlaubt, mit Büchse und Hund über des Kammerjunkers Jagd zu gehen. Ich weiß wohl, wo ich gehen muß, und auf des Kammerjunkers Gebiet bin ich nie gewesen und werde nie dorthin kommen.“ Aber da sagte er: „Ach, lieber Ole! wenn er mich nur ein wenig an den Armen emporheben wollte, dann gäbe ich ihm zwei Reichstaler, und das Uebrige sollte abgetan sein.“ — „Und in Zukunft darf ein armer Mann in seinen eigenen unschuldigen Angelegenheiten hier im Moor ruhig verkehren?“ fragte ich. „Zur Hölle — ja!“ schreit er, „komm nur und hilf mir!“ So zog ich Seine Gnaden aus dem Loch heraus. Aber Stiefel und Brille blieben drin. Die ersteren fand ich am nächsten Tage. Ich bewahrte sie auf zur Erinnerung an den Kammerjunker; denn er war gewiß trotzdem ein guter Mann!“

An einem Oktoberabend wurde ich auf meinem Gang über das Moor von einem Regenschirm überfallen. Dunst und Nebel machten es schwer, den Rückweg über das Moor und die Felder zu finden. Ich beschloß, durchnäht wie ich war, Obdach zu suchen bei meinem Onkel und alten Jugendfreund, dem Doktor in Hølsby.

Er war ein Junggeselle und lebte sehr einsam in einem sonderbaren alten Hause in der Nähe des Hølsbywaldes. Während das Haus gerade zur Not groß genug war, um die vier Zimmer des Doktors und die zwei Stuben für die Haushälterin und den Diener zu enthalten, war der Garten, der dasselbe umgab, so groß wie ein gewöhnlicher Herrenhausgarten, aber vernachlässigt, so daß er eher einem Urwalde glich. Zwischen der Persönlichkeit dieses Mannes und seiner sozialen Stellung befand sich ein ähnliches Mißverhältnis. Man betrachtete ihn als einen der tüchtigsten jungen Ärzte, er war allgemein beliebt, und eine ausgezeichnete wissenschaftliche und praktische Laufbahn stand ihm offen. Doch waren ihm viele Schwierigkeiten und Enttäuschungen widerfahren. Ohne daß jemand den eigentlichen Grund kannte, zog er plötzlich aufs Land und verlebte hier den Rest seines Lebens — ein nützlicher Mensch in der ihn umgebenden Gesellschaft und bei allen beliebt. Er stagnierte indessen nicht unter diesen wenig bewegten Verhältnissen. Er war früh und spät auf den Beinen. Bald zu Wagen, bald zu Pferd verkehrte er im Umkreis einer Quadratmeile. Hatte er nichts anderes zu tun, so ging er auf die Jagd. Er besaß eine ganze Meute prächtiger Hunde und war ein ausgezeichnete Jäger. — Ich erinnere mich noch lebhaft unseres ersten Jagdausfluges vor mehreren Jahren. Ein Gase erhob sich plötzlich vor uns. Der Onkel hatte den Schuß. — „Schieß!“ rief ich. Er stand mit der Büchse in Ruhe und drehte langsam die Zigarre zwischen den Lippen. — „Aber so schieß doch!“ — Der Gase war nun gut 200 Ellen von uns entfernt. Jetzt legte er langsam die Büchse an die Wange und schoß. — „Ich meinte, es wäre am besten, ihn mit der Kugel zu nehmen“, sagte er, als der Hund ihn brachte. „Ein Schrottschuß aus solcher Nähe zerstört die Haut, Du!“

Das gastfreie Haus dieser originellen und interessanten Persönlichkeit war es also, dem ich an jenem Abend zuflüchtete, mit quatschenden Stiefeln, durchnähten Kleidern und einer schweren Jagdtasche über der Schulter. Im Hofe wurde ich von den fünf Jagdhunden des Onkels empfangen, — nicht ungehobelten Röttern, die dem Fremden mit wütendem Gebell entgegenstürzen, nein! sondern fünf eleganten, gestreckten, hochbeinigen Hunden mit erhobenem Kopf und großzügigen Bewegungen und ruhigen, klugen Augen, und — man würde kein guter Mensch sein, wenn man sich dabei nicht ausgeräumt fühlte.

Der Onkel zeigte sich zuerst am Fenster, dann kam er mir in der Tür entgegen. Er lachte über mein „ertrunkenes“ Aussehen und brachte sogleich andere Kleider. Dann kam das Abendessen und endlich das reglementarische Grog-Service, die Kanne mit der Diana und den Nymphen und die Zuderchale mit der Wildschwein Jagd.

Bald sahen wir wie gewöhnlich in tiefem Gespräch auf dem Familiensofa. Der Onkel war ein guter Erzähler, und wenn es ihm einfiel, konnte er seine Erlebnisse so lebhaft schildern und mit so vielem gesundem, warmem Gefühl, daß sie sich lebhaft meiner Erinnerung einprägten.

Er erzählte mir an jenem Abend folgende Episode aus seinem Jugendleben.

II.

„Lieber Doktor! Ich habe nun bald zwei Monate in großem Elend krank gelegen. Mein Mann will keinen Arzt rufen, denn wir können nicht bezahlen, und die Armenpflege will er deswegen nicht anfragen. Es ist auch nicht viel für mich zu tun. Ich werde jeden Tag hinfalliger und ich glaube, daß es bald mit mir vorbei ist. Seien Sie nicht zornig deshalb, daß ich Sie gleichwohl zu kommen bitte. Es würde mich trösten, wenn Sie mich besuchten, — aber kommen Sie bald.“

Margarete.“

Dieses Billet, das mit zitternder Hand und großen Buchstaben auf die abgerissene Ecke eines Schreibheftblattes geschrieben war, wurde mir eines Abends im Februar überreicht, gerade als ich von einer mühevollen, langen Geschäftsreise zurückgekehrt war. Der Bote stand stumm und steif wie ein Automat und überreichte es mir in einen Fächer schmuckigen Zeitungspapiers eingehüllt.

Es war ein ca. zehnjähriger Knabe. Er schielte stark. Das rötlichgelbe Haar hing in kräftigen Locken über seine Stirne herab, und im Mund hatte er einen Strohalm, an dem er ununterbrochen laute und mit der freien Hand zog. Er war dünn und elend gekleidet, sah aber nichtsdestoweniger rotwangig und kräftig aus. Sein Gesicht trug eine Mischung von Gleichgültigkeit und Schamhaftigkeit zur Schau — Stupidität an der Oberfläche, aber Verschlagenheit auf dem Grunde.

„Wessen Junge bist Du?“ fragte ich, als ich das Billet gelesen hatte.

„Mutters“, antwortete er nach einer Pause und wendete den Halm im Munde.

„Wer ist denn Deine Mutter?“

„Sie, — sie, die das geschrieben hat, — Grete im Moorthause“, erklärte er, etwas verblüfft darüber, ohne Vorbereitung mit solch schwierigen Personalien heranzutreten zu müssen.

„Laufe nach Hause und sage Deiner Mutter, daß ich noch heute Abend zu ihr kommen werde.“ — Und der Junge trollte sich lautlos, ohne Abschiedsgruß zur Tür hinaus, die er hinter sich offen ließ, zog die Polstuhle an und trabte durch den Schnee.

Ich hatte meine Abendmahlzeit genossen und ruhte nun einen Augenblick bei Tee und einer Pfeife Tabak aus. Ich war den ganzen Tag eifrig beschäftigt gewesen, und jetzt — abends 8 Uhr — sollte ich wieder hinaus, zu Pferd auf einem halbbrecherischen Weg, eine Meile weit ins Land hinein. Hätte die Fahrt einem anderen als Grete gegolten, so würde ich um Aufschub bis zum nächsten Tag ersucht haben. Aber — die arme Grete!

Und während ich dasaß und die langen, nach einem solchen Tag so wohlthunenden Tabakswolken nach dem Lampenlicht und der geschwärzten Decke meiner alten Stube sandte, tauchten Erinnerungen auf aus längst entschwundener Zeit, aus jenen Tagen, die so reich sind an noch nicht getäuschten Hoffnungen, an Glauben, Liebe, Leichtsinns und Schwärmerei — Erinnerungen aus den Uebergangsjahren zwischen dem Knaben- und Mannesalter. Und als eine der deutlichsten Erinnerungen aus jenen Jahren stieg das Bild Margaretens vor mir auf: Schön wie eine Gartenrose! Grete mit dem goldigen Haar, den dunkelblauen

Augen und dem festen Schwung mit dem Kopf, wenn ihr etwas nicht gefiel. — Grete mit dem sonnenverbrannten Gesicht und den kleinen, geschmeidigen Händen, wenn die Ernte kam und man sich Tag um Tag mit den reifen Garben beschäftigte. Grete mit dem flinken, elastischen Fuß, wenn sie in unermüdlichem Tanz beim Erntefest von Arm zu Arm flog. — Und jetzt — die arme Grete im Moorhaufel!

Ich sah sie zum erstenmale während eines Sommeraufenthaltes bei einem Verwandten in dieser Gegend, wo ich nun seit langen Jahren als Arzt gelebt habe. Ich kam mit Büchse und Hund über die Felder geschlendert, — der letztere war ein prächtiges Tier von der Gordan-Setterrasse, mein treuer, unzertrennlicher Begleiter während acht glücklicher Jugendjahre. Ich war nun auf der Fährte eines angeschossenen Fuchses — wir bekriegten Reinede damals das ganze Jahr hindurch — und hatten ihn seit mehreren Stunden gesucht. Die Sonne war im Untergehen und als ich die Ku erreichte, legte ich mich in das Gras der Wiese, um auszu-ruhen.

Es war ein herrlicher Abend. Der Himmel war klar, blau in blau. Die Ku hatte zu dampfen begonnen, alles war still, wie in der Nacht. Nur die Schwalbe kreuzte noch unruhig durch die Luft, tauchte ihre Flügel ins Wasser, um dann wieder wie ein Pfeil über das hohe Schilf emporzuschießen, durch die Mückenschwärme jagend. Und die Dämmerung kam. Sie senkte sich mit leisem Nauschen auf das Gebüsch an den Ufern der Ku und das dampfende Wasser.

Da erhob mein Hund plötzlich den Kopf und lauschte. Es raschelte in den Zweigen, die von den Bäumen des Abhanges sich über die Ku hinausstreckten, und einen Augenblick später zeigte sich eine weibliche Gestalt, die mit nackten Füßen und aufgeschürztem Rock in der Strömung längs des Ufers von Stein zu Stein sprang. Bald hielt sie sich an den herabhängenden Zweigen fest, bald ließ sie diese los und sprang sicher wie eine Gemse, ohne Stütze, von Stein zu Stein. Zuweilen bückte sie sich und suchte vorsichtig mit den Händen die nächsten kleinen Steine aufzuheben. Dann ging sie leise summend weiter.

Mein Hund knurrte. Ich drückte ihm den Kopf in das Gras nieder.

Sie war nun ganz nahe. Sie war ärmlich gekleidet, aber schön wie der Abend, der sie umgab. Sie mochte wohl 15 Jahre zählen. Ihr Haar war glänzend blond und in einem dicken Bopf um den runden Hinterkopf geschlungen. Die langen, dunklen Augenwimpern kontrastierten auffallend zu dem blonden Haar.

Ehe ich Zeit hatte, weitere Beobachtungen zu machen, stand sie vor mir und starrte mich in stummer Ueberraschung an, wie ich sie. Ich bemerkte jetzt, daß sie ein weißes Leibchen trug, ohne Ärmel und am Hals weit offen, so wie die Mädchen es während der Erntearbeit tragen. Gesicht und Hals waren dunkelbraun von der Sonne, aber dort, wo das Halsleinen begann, zeigte sich zeitweise gleichsam ein Halsband von glänzend weißer Haut. Der kurze rotumsäumte Rock war mit einem Dorn aufgeheftet. An der Gürtelstelle hatte sie eine große weiße Wasserlilie befestigt. Die schöne Blume hatte ihr Haupt noch nicht vor Hitze gesenkt. Und dann bemerkte ich, daß sie einen kleinen Leinwandbeutel an einer Schnur um den Hals trug.

Wir hatten einander wohl eine Minute lang betrachtet. Da steckte sie wie mit einem raschen Entschluß ihre Hand in den Beutel, und mit triumphierender Freude holte sie einen großen lebendigen Krebs hervor. Und indem sie die Hand mit dem zappelnden Tier gegen mich ausstreckte, rief sie: „Sieh hier!“

Ich sprang auf und betrachtete nicht den Krebs, sondern sie. Ich war in jenem zweifelhaft glücklichen Alter, wo man vor Weibern fast scheu ist, scheu wie ein junges, nicht zugerittenes Pferd vor den weißen Meilenssäulen am Wege, jenem Alter, in dem man sich über alles Weibliche wundert, es umgeht, und doch — im Stillen Schwärmer ist. Man hat jenes Alter das „Pfegealter“ genannt. Der Name paßt nicht immer für Personen dieser Altersklassen. Denn es entstehen in dieser Periode oft tiefe und ernste Gefühle, die das ganze Leben lang empfunden werden können.

„Ein prächtiger Fenz!“ antwortete ich ihr. „Wie viele hast Du gefangen, und wie heißt Du?“

„Margarete,“ — antwortete das Mädchen und trat einen Schritt näher. „Und ich habe fast dreißig gefangen.“ — Sie zupfte nun hastig den Dorn aus dem Rock und ließ ihn bis zu den Knöcheln niederfallen. — „Und wie heißt Dein Hund?“

„Chasseur heißt er. — Hast Du einen angeschossenen Fuchs gesehen? — Wir haben den ganzen Nachmittag gesucht.“

„Nein, — heute nicht. — Aber viele Krebse sind hier! Denke, ich habe achtundzwanzig in meinem Beutel. Die großen können arg klemmen, wenn sie einen bei den Fingern erfassen.“ — Und sie zeigte mir einen von ihren kleinen, noch nassen Fingern, den der Krebs ergriffen hatte.

Und während ich ihren Finger beklagte und ihre Krebse bewunderte, stieg das Vertrauen auf beiden Seiten. Wir saßen lange beisammen und sprachen, während der Tau in das lange Gras fiel. Mein Hund hatte seinen Kopf in ihren Schoß gelegt. Sie streichelte dann und wann den seidenweichen Kopf desselben mit ihrer kleinen Hand, während sie mir alle ihre Lebensverhältnisse erzählte.

Als Pflegekind war sie in ihrem zweiten Jahre von unbekannten Eltern in der Hauptstadt bei einer armen Häuslerfamilie hier draußen gegen eine einmalige Abfindungssumme untergebracht worden. Die Pflegeeltern waren ältere Leute. Der Mann starb einige Jahre nach Gretes Aufnahme im Hause, und sie wuchs nun auf, für gewöhnlich ohne weitere Gesellschaft, als die alte Pflegemutter, die den Namen „Großmutter“ trug und eine sehr verständige, reinliche und religiöse Frau war.

Grete ging in die Schule und „zum Pfarrer“. Sie hatte eine leichte Fassungskraft: — Wenn sie die Psalmenverse dreimal durchlese, dann könne sie sie auswendig. Darum blieb ihr auch viele freie Zeit. Und in dieser lebte Grete ein Freileben! Bald ging sie in die Wälder, mit dem langen Strid um die Schultern, einem primitiven Werkzeug, mit dem sie — wie mit einem Rasso — die hochstehenden dünnen Aststämme zu umschlingen und zu brechen verstand. Bald arbeitete sie mit den Ernteleuten. Bald suchte sie längs der Ku nach Krebsen und Pflanzen. Sie war immer in Tätigkeit, immer froh und überall gern gesehen. — „Aber im Winter,“ sagte sie dann und blickte vor sich hin, die Hände um die Ärmel gefaltet, „im Winter ist es so still daheim. — Manchmal wird der Weg über das Moor verweht, so daß Großmutter nicht ausgehen kann und ich nur mit Mühe das nächste Haus erreiche. Denn dort schaukelt niemand Schuvel!“

„Was nimmst Du denn im Winter vor?“ fragte ich und sah im Geiste das eingeschnitte Haus vor mir.

„O — manchmal helfe ich Großmutter Ginsterbesen binden, manchmal lesen wir zusammen im Psalmbuch und in der Chronik, zuweilen kommt der rote Franz des Nachbarn herüber und sitzt bei uns und erzählt Geschichten, und manchmal schläft Großmutter lange im Stuhl am Ofen, oft mehrere Stunden nacheinander. Dann ist nichts anderes zu tun, als dazustehen und über die Felder hinauszusehen, wie der Schnee fällt, ob jemand des Weges geht und — vieles andere. Es ist dann sehr still daheim, aber ich langweile mich doch nicht. Ich habe ja auch für das Hauswesen zu sorgen und das Essen zu bereiten.“

Die Dämmerung wurde dunkel und dunkler. Der kühle Tau perlte auf den Wiesen; die Fledermäuse strichen piepsend durch den Nebel; sie setzten den Krieg fort, den die Schwalbe beendet hatte. Und der Halbmond zeigte sich — noch bleich über den Baumwipfeln.

„W — denke ich doch!“ rief Grete plötzlich aus und sprang auf. „Es ist bald finster und Großmutter wartet auf mich.“

Und ehe sich Zeit hatte, an den Abschied zu denken, hatte sie mir ihr „Lebewohl und Gutenacht“ zugerufen und lief über den Steg nach dem anderen Ku-Ufer.

(Fortsetzung folgt.)



Denkspruch.

Freund in dieser Zeiten Jammer
Lern' beizeiten dich entscheiden;
Jedermann muß eins von beiden,
Eingeklemmt sein oder Klammer,
Angelochten oder Fester,
Abgeschlachtet oder Schlächter,
Amboß werden oder Hammer.

H. Leuthold.

